Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 6 (1938-1939)
Heft: 2

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Sir Edward Grey, sein Leben und Werk

von George Macaulay Trevelyan,
deutsche Ausgabe Essener Verlagsanstalt 1938.

Einundsiebzig Jahre — von 1862 bis 1933 — umspannten das Leben des englischen Staatsmannes Sir Edward Grey. Er erlebte das Werden des nationalstaatlichen Europa, er sah die Ereignisse, welche die Geburt und den Niedergang des Bismarck-Reiches begleiteten, er wurde von diesem gehasst wie kein zweiter Engländer und er sah noch den Anfang des Wiederaufstieges des Deutschen Reiches zur Weltmacht. Vom Dezember 1905 bis zum Juli 1916 hatte dieser Edelmann aus Northumberland als Aussenminister bestimmenden Einfluss auf die Politik des britischen Weltreiches, er war es, der 1914 den Eintritt Englands in den Krieg gegen Deutschland im Unterhaus begründen musste.

Grey ist der vornehme Engländer alter Prägung und Haltung in besonders vollendeter Form; seine Zeit und seine Neigungen verteilen sich auf Landleben, musische Dinge und Politik; seine private und politische Philosophie ist ein moralischer Humanismus. Vielen kontinentalen Politikern scheinen diese Dinge unvereinbar zu sein, und besonders dann, wenn sie aus irgendeiner Lage heraus glauben Ursache zu haben, Englands Politik zu tadeln; so fallen ihre Urteile oft heftig und manchmal hasserfüllt aus, und das letztere gehörte mit zum bitteren Lose Edward Greys. „Das Schicksal hasste und liebte ihn in ungewöhnlichem Masse", sagt sein Biograph Trevelyan: es schenkte ihm reiche Anlagen, gewährte ihnen gute Ausbildung und fruchtbare Betätigung; es schuf ihm „die glücklichen Augen" der Naturbeobachtung und liess ihn erblinden; und den friedliebenden Humanisten machte es zum Aussenminister des Emprie in dessen grösstem Krieg.

Eine Neigung Sir Edwards zur Politik wird von ihm selbst bestritten; wenn eine solche vorhanden war, ist sie nicht so zu verstehen, dass er eine Freude am parlamentarischen Wortkampf oder am diplomatisch-politischen Ringen gehabt hätte, auch das geheimnisvolle Wohlgefallen an der Machtausübung, das den meisten Staatsmännern eigen ist und sie so viele Fehler begehen lässt, hat ihm gefehlt; seine Bindung an die Politik hat ihre Wurzel in jenem Verantwortungsbewusstsein des homo socialis, das schon Platon meinte, als er ehrgeizfreie Staatslenker forderte; nie hat jemand, sei er Freund oder Feind, Ehrgeiz in Sir Edwards politischen Motiven vermutet; das Wesen des Grossvaters Sir George Grey, „des berühmten Innenministers um die Mitte der Regierungszeit der Königin Viktoria", findet sich in Charakter und Anschauungen seines Enkels Edward wieder: „Ein Landedelmann, weder reich noch elegant, der Natur und ländlichen Freuden ergeben, beliebt bei allen seinen Nachbarn,

ob arm oder reich, gänzlich ohne Ehrgeiz, aber getrieben von einem Gefühl der Pflicht, die weite Sphäre des öffentlichen Lebens der Nation zu betreten", so schildert ein Freund Sir George; und weiter: „keiner der ihn sprechen hörte, kam auf den Gedanken, dass er irgendwelche persönlichen Ziele verfolgte oder dass er etwa nicht völlig aufrichtig wäre in seinen Darlegungen." Die Tradition seines Hauses und Standes bestimmte den dreiundzwanzigjährigen Grey, in seinem Kreis als „liberaler" Kandidat aufzutreten. „Die Leute aus dem Bezirk des Cornhill, Bauern wie Arbeiter, sind herrliche Typen; es ist geradezu ein Vergnügen ihnen zu begegnen, fast jeder gutmütig, schlau, ehrlich... Die örtliche Organisation wurde praktisch ohne Bezahlung durch die Begeisterung unserer liberalen Arbeiter aufrecht erhalten", schreibt er zur Zeit seines ersten Waldfeldzuges an seine Verlobte. Diese Verbundenheit mit seinen Wählern „trug dazu bei, die Eingebungen der einen Hälfte seines Wesens, die Politik aufzugeben, zurückzudrängen,... er konnte es nicht ablehnen seine Nachbarn zu vertreten." Zuverlässigkeit und ruhige Sachlichkeit kennzeichneten sein Tun und Denken und diese beiden Eigenschaften bestimmten, wie man deutlich erkennen kann, seine politischen Freunde dem Dreissigjährigen den Posten des parlamentarischen Unterstaatssekretärs im Foreign Office anzubieten.

„Die Sehnsucht nach dem ländlichen Leben war bei Edward Grey nicht nur ein Verlangen nach Glück. Wäre es nur das gewesen, dann hätte sein Verantwortungsgefühl mit grösserer Leichtigkeit die Oberhand behalten. Aber Naturgenuss war für ihn nicht wie für die meisten von uns ein blosses Vergnügen: ihm war eine seltene Fähigkeit eigen, die zu unterdrücken für ihn Tod bedeutet hätte; er besass eine Gabe, die Vogelwelt zu beobachten, die künstlerisches Empfinden mit wissenschaftlicher Genauigkeit verband. Seine Bücher haben sein Wissen und Fühlen an Tausende weitergegeben, die er zum Genuss der reinsten und unvergänglichsten Freuden des Geistes und der Seele hinführte... Er erfüllte eine doppelte Berufung als Naturschriftsteller und als Aussenpolitiker. Dass er, wie er offen zugab, das erstere bei weitem vorzog, wird ihm von manchen als Fehler angerechnet, aber nicht von denjenigen, die mit ihm im Auswärtigen Amt arbeiteten; und allein diese hätten das Recht gehabt, ihm diesen Vorwurf zu machen. Aber sie bezeugen, dass seine Neigung während der elf Jahre harter Arbeit, die ihn seine Gesundheit und sein Augenlicht kosteten, niemals seinen Pflichteifer beeinträchtigte. Schliesslich war er nicht gebunden, ebensowenig wie seine Vögel auf den Teichen von Fallodon. Er hätte die Freiheit wählen können. Wenn es für einen Staatsmann eine Sünde ist, völlig ohne Ehrgeiz zu sein, dann war Grey schuldig... Die beiden Richtungen seines Tuns hatten so wenig gemeinsam, dass es nicht leicht ist, sein Leben darzustellen, — schreibt der Biograph. — Das Gemeinsame der beiden Teile des Themas ist allein der Charakter des Mannes, seine Stärke, Aufrichtigkeit, Einfachheit, seine Beharrlichkeit in jeder einmal beschlossenen Aufgabe und Handlungsweise und seine völlige Natürlichkeit in jeder

Lebensäusserung. Diese Eigenschaften machten ihn zum hervorragenden Vertreter seines Landes vor der Welt als Staatssekretär des Aeusseren. Sie gaben dem britischen Weltreich und seinen Verbündeten Vertrauen und Einigkeit in der schwersten Krise des Schicksals und bewogen alles, was in Amerika gut und gross war, auf Englands Seite zu treten."

Der Vater Sir Edwards, Oberst George Henry Grey, Hofstallmeister des Prinzen von Wales, starb im Jahr 1874 und wurde auf dem Familiensitz Fallodon bestattet; eine der Schwestern schreibt über das Verhalten des Zwölfjährigen bei diesem Ereignis: „Nach meines Vaters Tod betrachtete Edward sich ganz als Beschützer meiner Mutter, und ich erinnere mich gut daran, wie er uns jüngere Geschwister um sich versammelte und zu uns sagte, dass unsere Hauptsorge unserer Mutter gelten müsse, dass wir sehr ruhig und rücksichtsvoll sein und alles tun sollten, was wir nur könnten, um ihr zu helfen und ihr ein Trost zu sein." — Durch den Tod des Vaters geriet Grey unter den nachhaltigen Einfluss seines Grossvaters, des ehemaligen Ministers. — Auf der Schule ging er, wie einer seiner Mitschüler schreibt, „seinen eigenen Weg und hatte seine eigenen Gedanken, arbeitete nicht viel, doch schrieb er von Zeit zu Zeit eine griechische oder lateinische Arbeit herunter, für die er die beste Note in seiner Klasse bekam... Seine grösste Freude war das Angeln." In der letzteren Kunst brachte er es zur Meisterschaft. Ueber das Fischen der Forellen mit der Flugangel — „Fly Fishing" — hat er ein eigenes Buch geschrieben und führte diese Kunst später als erster in geeigneten Teilen der Flüsse des Nordens, im Hochland und in Irland ein." — Ueber die Studentenjahre in Oxford schreibt Grey in seiner Autobiographie: „Ich führte ein dem blossen Vergnügen gewidmetes Leben, und es war so, wie ich es zu keiner anderen Zeit des Lebens hätte geniessen können. Es führte zu nichts, aber es hinterliess keine Wunden, nichts, was ich hätte bedauern oder auslöschen müssen." Im Januar 1884 findet sich der Akteneintrag, dass er, „mehrfach wegen Faulheit getadelt und von der Universität verwiesen wurde", letzteres jedoch mit der Erlaubnis „im Juni zwecks Ablegung des Examens zurückzukehren." Er legte dann einige Vorprüfungen in der Rechtswissenschaft ab, aber „sein erster akademischer Grad war der Ehrendoktor der Rechte im Jahre 1907" und im Jahre 1928 wurde er „unter allgemeinem Beifall zum Kanzler der Universität gewählt", bei welcher Gelegenheit er auswendig eine lateinische Rede hielt. „Sobald er die Universität verlassen hatte, entdeckte er durch Versuche, die er als Liebhaber und ohne jede Anmassung unternahm, immer stärker seine Begabung für die Beobachtung der Vogelwelt im allgemeinen und die Wildentenzucht im besonderen. Er zwang sich, wie seine Aufzeichnungen zeigen, zu einem systematischen Studium der Geschichte, der Philosophie und der Dichtung der besten englischen Autoren. Er trat in das amtliche Leben in London und ins politische Leben in Northumberland ein und errang mit dreiundzwanzig Jahren einen nachhaltigen Wahlerfolg. Und Ende 1885 heiratete er Dorothy Widdrington." Zwanzig Jahre, die schönsten seines Lebens, war

sie seine Gefährtin in allen seinen Neigungen, besonders aber in seiner Naturliebe; sie starb 1906 in Folge eines Unfalls gerade als er Staatssekretär des Aeusseren geworden und damit eine festere Bindung an den Staatsdienst eingegangen war, welche Bindung dem Gefühl der Gattin widersprach; Grey hat den Verlust dieser Frau niemals überwunden — eine zweite Ehe nach dem Kriege dauerte nur kurz — und er bestimmte als erblindeter Greis, dass er neben der Gefährtin seiner Jugend beigesetzt werde, in deren Andenken er seine letzten dunklen Tage verbracht hatte. —

Die Herausgeber fügten der deutschen Ausgabe der Biographie Greys den Untertitel bei „eine Grundlegung der englischen Politik." Das ist berechtigt, werden doch nicht nur die Leitlinien der britischen Aussenpolitik sondern auch ihre Methoden abgehandelt, z. B. ob es zweckmässig ist, dass Aussenminister Reisen in andere Staaten unternehmen, oder ob sie sich besser auf die Arbeit der diplomatischen Vertreter verlassen sollen. Grey neigt zu letzterer Ansicht und legt stets grossen Wert darauf „die Räder der Diplomatie in jeder erdenkbaren Weise zu ölen" wie er im Weltkrieg in einer Anweisung an die „Abteilung für Konterbande" ausführte. Direkte Besprechungen zwischen Staatsmännern hielt er nur dann für zweckmässig, wenn ein besonderes Freundschaftsverhältnis zwischen den von ihnen vertretenen Nationen statt hatte. Einer der Grundsätze der Aussenpolitik Greys ist die englisch-amerikanische Freundschaft. An den nordamerikanischen Präsidenten Theodore Roosevelt, mit dem er sich in Gesinnungsgemeinschaft verbunden fühlte, — bei dessen Europabesuch war er mit ihm einen Tag lang durch die Wälder von Fallodon gegangen, um dem Amerikaner die englischen Vögel zu zeigen — schrieb er im Dezember 1906 nach Abschluss der Algeciraskrise, dass England sowohl mit Russland wie mit Deutschland Frieden haben wolle, „wir würden jeden Krieg verabscheuen, nicht etwa, weil wir schwach oder feige geworden sind, sondern weil wir für eine Generation genug Krieg gehabt haben." Aber Sorge mache ihm der deutsche Kaiser, den man „verdächtige, aggressive weltpolitische Pläne zu verfolgen, und man sieht oder man glaubt zu sehen, dass Deutschland das Tempo seiner Rüstungen forciert mit dem Ziel, Europa zu beherrschen, und dass es dadurch den anderen Ländern eine riesige und sinnlose Ausgabenlast aufbürdet." Im Jahre 1911 formuliert er vor den Dominien-Vertretern den hier vorliegenden Grundgedanken seiner Politik dahin näher. „Was die Aussenpolitik unseres Landes wirklich bestimmt, ist die Frage der Herrschaft zur See. Die Flottenfrage unterliegt unserer ganzen europäischen Politik... Es besteht keine Gefahr, keine merkliche Gefahr, dass wir in irgendeinen bedeutenden Konflikt verwickelt werden, wenn nicht irgend eine Macht oder Mächtegruppe in Europa den Ehrgeiz hat, etwas, was ich napoleonische Politik nenne, zu treiben. Das wäre von Seiten der stärksten Macht oder der stärksten Mächtegruppe in Europa eine Politik, die zunächst die anderen Mächte ausserhalb dieser Gruppe voneinander trennen, sie als Einzelwesen betrachten und sie, wenn nötig,

vernichten und jede in den Bereich der stärksten Macht oder der stärksten Mächtegruppe hineinzwingen würde... Das Ergebnis wäre eine grosse Kombination in Europa, ausserhalb der wir ohne einen Freund stehen würden." Hieraus ergibt sich notwendig die weitere Politik Greys, ein friedliches „europäisches Konzert" der Nationen zu erhalten und schon während des Krieges der Versuch, dieses Konzert nach dem Kriege zur dauernden Verhinderung einer „napoleonischen Politik" in das festere Gefüge eines Völkerbundes zu verwandeln; als notwendige Voraussetzung hierzu erschien ihm der Beitritt der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nachdem der nordamerikanische Senat den Beitritt zum Völkerbund abgelehnt hatte, war die fundamentale Voraussetzung dieser Politik dahingefallen — es war der schwerste Schlag, der den Politiker Grey traf; seine Weitsicht hatte erkannt, dass nur eine Zusammenarbeit Londons und Washingtons Europa und der Welt den Frieden erhalten konnte. — Seine innenpolitische Haltung ist durch zwei Worte charakterisiert: „Arthur Balfour beschrieb Grey einmal als eine merkwürdige Kombination von altmodischem Whig und Sozialisten." In kontinentaler Sprache ausgedrückt heisst das, er hatte einen offenen Blick für die sozialen Notwendigkeiten und ebenso für die überlieferten Werte und wusste beides zu verbinden. Das andere Wort stammt von ihm selbst: „Die Wurzel des Liberalismus ist Ehrlichkeit." Der Biograph fügt hinzu, dass dies „eine bemerkenswerte Definition" sei.

1916 zwang die starke Verschlechterung des Sehvermögens den Staatsmann Grey die Politik zu verlassen und in der Stille des Landlebens nicht Heilung aber wenigstens einen Aufschub im Fortschreiten seiner Augenkrankheit zu suchen. Allmählich konnte er nicht mehr fischen, da er die Flugangel nicht mehr richtig über das klare über die Kiesel hinstürzende Wasser der Forellenbäche halten konnte, denn die Fliege an der Angel „muss schweben als wenn sie lebhaft, heiter und bester Laune wäre", schreibt Grey in seinem obenerwähnten Buch über das Fischen, „da natürliche Fliegen einen sehr leichtfertigen und sorglosen Eindruck machen." Wir sehen ihn in Fallodon sitzen, die schwarze Brille vor den Augen, am Teich der sorgfältig gegen Füchse gesichert ist, indes die Wildenten, deren er seltene Exemplare aus der ganzen Welt hegte und züchtete, aus seiner Hand fressen; oder im Zimmer, wo ihn die roten Eichhörnchen täglich besuchten. Dort diktiert er seine Bücher wie „The Charm of Birds"; an einer Stelle dieses Buches gibt er uns selbst seine seelische Haltung in dieser Umgebung wieder: „Der volltönende Gesang der Waldvögel, die langen zitternden Töne des Brachvogels, das erste frische grüne Laub der Bäume, Jahr für Jahr kehrt alle diese Schönheit für Auge und Ohr wieder; in den frühen Tagen, in der Jugend, wurde das selbstverständlich hingenommen, in späteren Jahren schränken Erfahrung und Alter beim Herannahen des Frühlings diese Selbstverständlichkeit durch die Furcht ein, dass Wolken des Krieges oder inneren Zwistes, oder etwa dringende Arbeit oder ein

Verfall der Gesundheit oder irgendeine Form menschlichen Leidens die Freude oder sogar ihren Anblick zerstören könnten: und wenn wir sie wieder einmal genossen haben, haben wir ein Gefühl der Dankbarkeit, grösser als in den Tagen selbstverständlich hinnehmender und gedankenloser Jugend." —

Im April 1933 hielt Grey vor Parteifreunden seine letzte Rede, in der einige Sätze wie ein Vermächtnis an eine Welt klingen, der „Versklavung droht":

„Wir waren Anhänger der individuellen Freiheit und Toleranz, aber die Briten haben gezeigt, dass sie, wenn sie auch die Freiheit über alles schätzen und den Verlust der Freiheit nicht dulden wollten, doch auch die Ueberzeugung haben, dass Ordnung gehalten werden muss, um sich der Freiheit erfreuen zu können." Am 7. September des gleichen Jahres starb er; „seine Urne wurde neben der Dorothys unter den Bäumen Fallodons beigesetzt. — Der Gedenkgottesdienst in der Westminsterabtei, dem eine grosse Menge armer und reicher, tiefbewegter Menschen beiwohnte, bezeugte das Gefühl der Nation für den Verlust... Die Zeit, die gekommen ist, trägt sicherlich nicht seinen Stempel. Aber es war nicht falsch zu sagen, dass ein grosser Engländer dahingegangen war, wie viele bei seinem Tode wirklich sagten." So schliesst George Macaulay Trevelyan seinen grossartigen Bericht über Greys Leben und Werk. —

Paul Schmitt.

Der Krieg an Kärntens Grenze

Der Krieg an Kärntens Grenze 1915—1917. Vom Hochweisstein bis zum Predil. Ein Erinnerungsbuch von Hans Lukas. Leykam-Verlag, Graz. 1938. 125 Seiten, 55 Bildtafeln, 8 Panoramen.

Diese Bücher vom Krieg in den Bergen reden aus einem eigenen Geiste. Es ist, als atme von der reineren Luft der grossen Höhen ein Hauch in ihnen. Der Krieg weist ein anderes Antlitz als sonst: nicht minder ehrfurchtgebietend, aber mehr vom Ernst als vom Grauen sagend. Klänge wehen auf, die sonst das Brüllen der Feldschlacht überschreit. Vielleicht ist es, weil die Landschaft so gewaltig beherrscht, dass des Menschen Leben weniger notwendig, des Menschen Sterben weniger entsetzlich scheint. Vielleicht aber auch ist es, weil hier die Menge so wenig, der Einzelne so viel bedeutet. Vielleicht endlich, weil ein seltsames Einvernehmen, ein Beugen vor dem Gewaltigeren, Freund und Feind auf unerklärliche Weise bindet; derart, dass es wie ein Abglanz aus ritterlichen Zeiten auf allem ruht. Es mag wohl sein, dass die Strenge der Natur den Menschen, wo nicht grösser, so doch fühlender macht für das Grosse.

Hier ist ein Buch, das ganz aus solchem Sinne erzählt. Es gibt anspruchsvollere und wohl auch belehrendere auf diesem Gebiet; aber ich kenne keines, das liebenswerter und reineren Geistes wäre. Es ist ein Buch der

Landschaft, nicht als eines Objektes der ästhetischen Betrachtung, sondern als eines Gegenstandes der lebendigen Liebe. Wenn im ebenen Lande sich der Begriff der Heimat doch unmerklich mit Menschen, menschlichen Wohnstätten und menschlicher Tätigkeit verbindet, so spricht uns hier die Idee des Vaterlandes in ihrer unmittelbaren und unbedingten Forderung an. Hier ist es das Stück Fels und Erde, das ohne Blick auf Nutzbarkeit und menschliche Beziehung das Gemüt ergreift und ein Wert wird, für den zu sterben sich lohnt.

Die weltgestaltenden Geschehnisse des Krieges verhallen fernab. Es sind nur vereinzelte Wellen, die hier am tiefen Grund der Felsen aufschäumen. Doch stammen auch sie aus dem Meer, das Europa überflutet. Auch hier geht es um das Aeusserste; auch hier wird gewogen zwischen Leben und Tod. Zwei und ein halbes Jahr schützen Marsch- und Landsturmbataillone, durch das Volksaufgebot der freiwilligen Schützen verstärkt, die Grenze Kärntens gegen übermächtigen Gegner. Sie halten aus in Feuer und Sturm und Schnee. Es sind Nächte, wo über hundert von Lawinen verschüttet werden. Patrouillen-Unternehmungen von unwahrscheinlicher Kühnheit entscheiden über den Besitz wichtigster Stellungen. Der Korporal Fellner erobert, am Seile schwebend, mit Handgranatenwürfen die Ostschulter des Hochweisstein. Es ist alles auf die Leistung des Einzelnen gestellt: sechs Mann nehmen den Ostgipfel des Cellon und halten fünf Tage, bis Verstärkung kommt. Unternehmungen im grössern Verband sind mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft. Das Gelände, selbstherrlich und eigenwillig, sprengt jede Verständigung. Angriffe brechen zusammen im feindlichen Flankierfeuer und an der Unmöglichkeit eines berechneten Zusammenspiels. Die Sturmkompagnie Gruber, im Angriff auf den Neveasattel, verliert vierundfünfzig Mann von hundertfünfzehn. Der Berg will den Kleinkrieg.

Das wird alles nicht so eigentlich erzählt, jedenfalls nicht in der Art einer zusammenhängenden Schilderung. Wie durch Nebelfetzen, die um die Gipfel streichen, sieht man in schmalem Ausschnitt ein Stück Erde, Fels oder Bergwald, Kamm oder Sattel, in Sonne oder im Schatten. Und irgend etwas begibt sich hier, irgend ein Bemühen von Menschen im Dienst einer Pflicht. Es sind nur Episoden, unaufdringlich vorgebracht, sparsam im Pathos. Es sind, wie es einer der alten Preussen einmal formuliert, „Taten, die so sehr für sich selbst sprechen". Das Verbindende versteht sich ohne Wort. Es ist ein freundliches Buch, das in einer stillen und doch zwingenden Art für sich einnimmt. Wenn man das Wort im rechten Sinn begreift, darf man es ein Bilderbuch nennen. Alles ist Anschauung; und die feine Kunst, die sich bescheiden im Hintergrund hält, scheint mir in der weisen Wahl zu liegen, mit welcher dem Blick die Richtung gegeben wird.

Vielleicht wer dieses schöne Buch aus der Hand legt, bereichert und erwärmt, wird sich freuen, ein anderes, kleineres Werklein aufzuschlagen, welches in der Sprache und mit der Fernsicht des Dichters vom Kampf an Kärntens Grenze sagt:

„Ich habe die Menschen dort fallen und sterben gesehen. Ich habe sie auf den schneesturmumheulten Graten stehen gesehen, wie sie gewacht haben. Hinter ihnen lag Kärnten mit seinen traulichen Dörfern und dunklen Bauernhäusern — die Julischen Alpen waren der Wall, den der liebe Gott dem Lande gegeben hat. Da standen sie wie Gottes Engel vor dem Paradies und wachten."

Es ist Gustav Renkers Kriegstagebuch eines Bergsteigers, das unter dem Titel „Bergkrieg" vor zwei Jahren in der Sammlung „Die Deutsche Bergbücherei" erschien.

Edgar Schumacher.

Eine volkstümliche Schweizergeschichte

Ernst Fischer: Illustrierte Schweizergeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Verlag Alfred Meili, Schaffhausen 1937.

Kein anderes Staatswesen verlangt in gleichem Masse von jedem seiner Bürger, dass ihm die hervorragenden Ereignisse und Gestalten seiner Geschichte und die Prinzipien, die sich in ihrem Verlauf herausbildeten, vertraut sind, wie gerade die Schweizerische Eidgenossenschaft, deren Idee nicht in der Gemeinsamkeit von Sprache und Kultur, in gleicher Rasse oder Religion, sondern im freien Bekenntnis zur gemeinsamen Vergangenheit liegt. Diese Vergangenheit breiten Schichten unseres Volkes näher zu bringen, ist der Zweck der Illustrierten Schweizergeschichte von Ernst Fischer. Sie wendet sich nicht an den Historiker; Autor und Verleger wollten ein leichtfassliches und volkstümliches Buch vorlegen, das auf 400 Seiten alles für unsere Geschichte Wesentliche enthält. Aus der unparteiischen Darstellung der Vergangenheit sollte der Leser Verständnis für die Gegenwart und vor allem Vertrauen auf die Zukunft gewinnen, die das, was sich durch die Jahrhunderte bewährt hat, organisch weiter bilden soll.

Fischer beginnt seine Darstellung mit der Erschaffung des Menschen und führt sie bis in unsere Tage. Das hat natürlich zur Folge, dass die einzelnen Abschnitte unter einander nicht immer genügend abgewogen werden konnten, und dass die Arbeit manchmal mehr den Charakter eines Handbuches, als den einer gemeinverständlichen Darstellung annimmt. Dass das Gebiet der heutigen Schweiz von der Zeit der Helvetier an als eine Einheit behandelt wird, ist für das historische Verständnis oft erschwerend, weil dadurch die wirklichen historischen Staatengebilde bis zur Gründung der Eidgenossenschaft im nebelhaft Verschwommenen bleiben. Unrichtig aber und durch nichts zu rechtfertigen ist es, wenn Fischer bei der Darstellung der Völkerwanderungszeit die Germanen einfach als Deutsche bezeichnet, und wenn er von den um die Mitte des 5. Jahrhunderts ins Rhonetal gekommenen ostgermanischen Burgundern schreibt: „Die Eingewanderten gaben ihr Deutsch nach und nach auf..." Diesen und anderen Unebenheiten (Bismarck ist zur Zeit der Neuenburger Krise noch nicht preussischer Minister, er wird es erst 1862) ist aber entgegen-

zuhalten, dass Fischers Geschichte eine erstaunliche Fülle an verarbeitetem Stoff enthält, und dass sie ein wirklich eindrückliches und im Ganzen zutreffendes Bild der schweizerischen Vergangenheit gibt.

Ein Vorzug dieser Schweizergeschichte scheint mir darin zu liegen, dass wirtschaftliche und rechtliche Verhältnisse eingehender erörtert werden, als dies in einer populären Darstellung sonst üblich ist. Die betreffenden Kapitel gehören zum Interessantesten der ganzen Arbeit und sind anschaulich geschrieben. Im Gesamten wird man dem Verfasser zugestehen müssen, dass er die wichtigen Entwicklungslinien überall richtig herausgestellt und im Verlauf der ganzen Darstellung ein bemerkenswert unvoreingenommenes Urteil bewiesen hat, das ihm erlaubte, nicht nur den religiösen, sondern, soweit es in diesem Rahmen möglich war, auch z. B. den ständischen Fragen durchaus gerecht zu werden. Die Reichhaltigkeit des Inhalts hat oft zu grosser Knappheit veranlasst, aber die Anschaulichkeit wird erhöht durch gut ausgewählte Bilder aus zeitgenössischen Darstellungen und durch aufschlussreiche Kartenskizzen.

Karl Eckinger.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 956.060

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8 Tel. 45.855

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8, Zürich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr. Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr. Erscheint jeweilen anfangs des Monats.